

Das Bernbiet ehemals und heute

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **220 (1947)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656284>

Nutzungsbedingungen

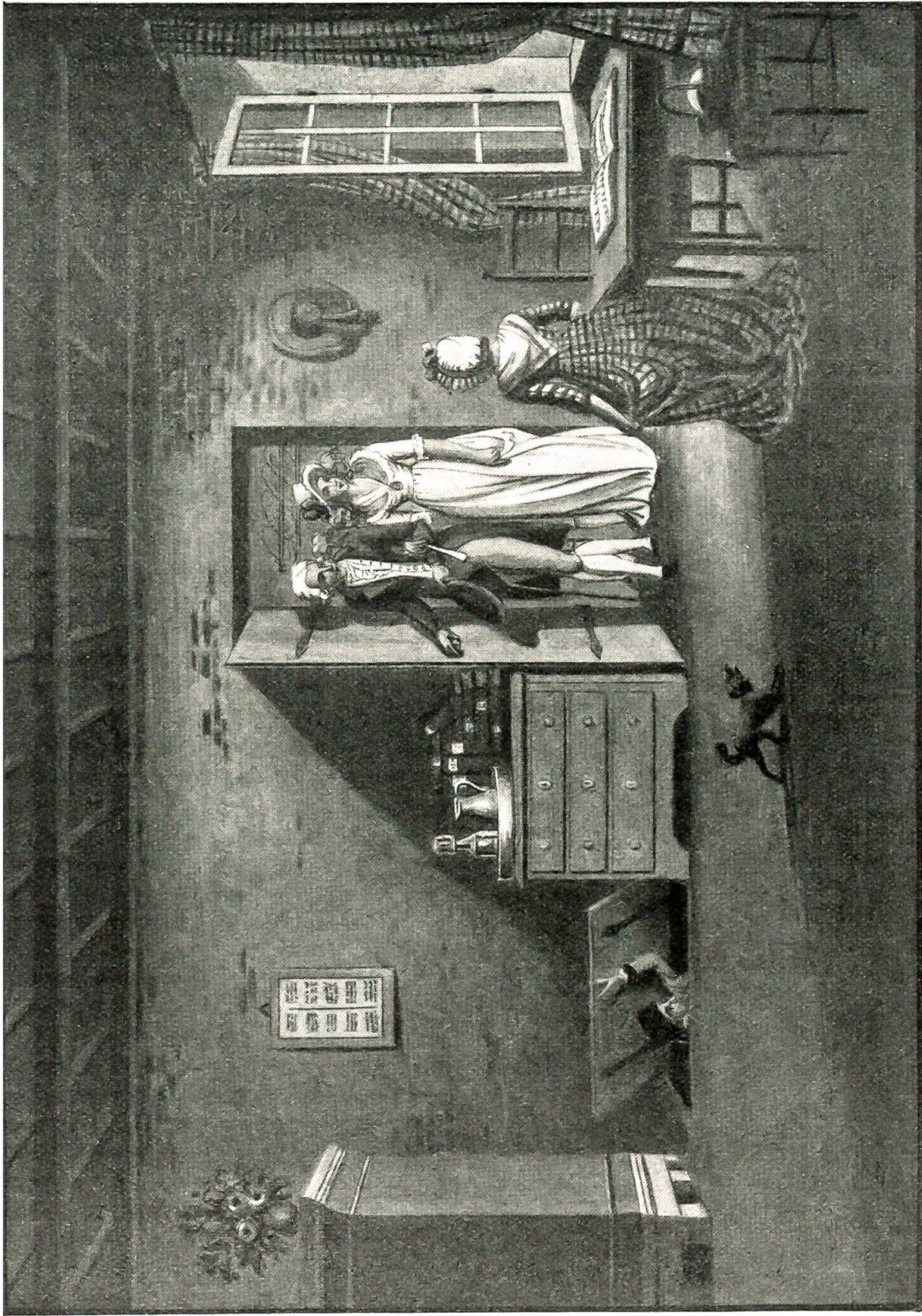
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Rousseau-Zimmer im Gaißhaus auf der Petersinsel
Rousseau entzieht sich den Blicken aufdringlicher Verehrer, indem er sich durch eine Bodenluke in den unteren Stock des Gebäudes flüchtet
Bild aus Sigmund Wagners Beschreibung der Petersinsel vom Jahr 1795

Ich nahm also gewissermaßen von meinem Jahrhundert und meinen Zeitgenossen Abschied und sagte der Welt Lebewohl, wenn ich mich für den Rest meiner Tage auf jene Insel zurückzog.“

Unter allen seinen Wohnungen habe ihn keine so entzückt, keine ihm angenehmere und lieblichere Erinnerungen zurückgelassen als diese kleine, einsame Insel im Bielersee. Kein Reisender habe ihrer bisher gedacht, so schrieb er später, und doch sei ihre Lage so angenehm und so einzig für das Glück eines Menschen geschaffen, der Vergnügen daran finde, ganz nur für sich allein zu sein und im Schoße der Natur ein naturgemäßes, einfaches Leben zu führen. Es schien ihm, als müsse er auf dieser Insel, abgesondert von allen Menschen und vor ihren Unbilligkeiten geschützt, ihrem Vergessen völlig anheimgegeben sein. Hier wollte er, ohne jemals wieder eine Zeile zu schreiben, in völliger Abgeschlossenheit sein Leben beenden, ohne das Publikum noch einmal an sich zu erinnern, und er traf denn auch alle nur erdenklichen Maßregeln, um sich der Notwendigkeit zu irgendwelchem Umgang mit anderen Leuten als mit seinen allernächsten Hausgenossen zu entziehen.

Wie ein Schild erhob sich damals noch die größere der beiden Inseln über dem Wasserspiegel dieses herrlichen Sees, der in seiner ovalen Gestalt fast einem Gartenbassin gleicht. Felder und Weinberge, Wald und Fruchtgärten, von Gebüsch umschattete und von Bäumen ungewöhnlicher Art umsäumte Matten gaben ihr einen überaus liebrenden Anblick. Auf ihr erhob sich, in geschützter sonniger Lage, das Ökonomiegebäude des Bürgerospitals von Bern, dem die Insel gehörte, und das vom Gutsverwalter und der Familie des Spitalerziehers bewohnt war. Bei diesen fand Rousseau gastliche Aufnahme, und in ihrem einfachen patriarchalischen Kreise fühlte er sich bald heimisch.

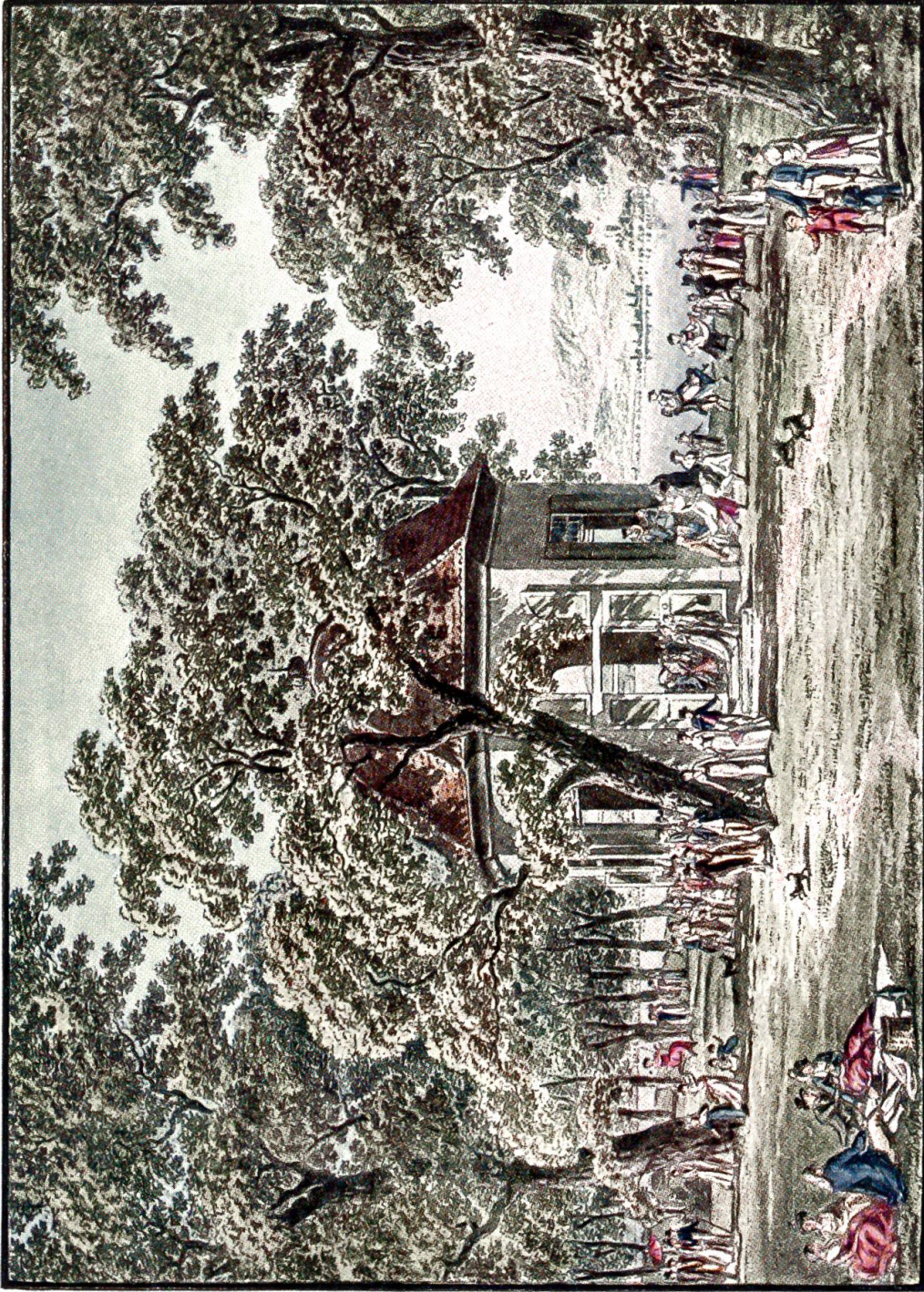
Auf der Höhe der Insel stand schon damals ein zierlicher Pavillon, bei dem sich an den Lesesonntagen zur Zeit der Weinernte die Bevölkerung von nah und fern zu festlichen Reigen und Tänzen versammelte. Hier hinauf begab sich Rousseau jeden Morgen, wenn immer es das Wetter erlaubte, um seine Augen über den fernen Rand des schönen Sees schweifen zu lassen, dessen

Ufer und umrahmenden Bergeshöhen seine Blicke bezauberten und seine Seele zu andachtsvollem Gebet erhoben. Mit einem Botanikbuch unter dem Arm sah man ihn nach dem Frühstück oft die Insel durchstreifen, da eine Pflanze bestimmend, dort in versunkener Andacht vor einer Blume kniend, um sie in größter Gemächlichkeit in ihrer naturgegebenen Umgebung zu untersuchen. Seine Absicht war dabei, alle auf der Insel wachsenden Kräuter kennenzulernen, sie zu bestimmen und zu beschreiben und dabei auch nicht das unscheinbarste Gräschen oder Hälmlchen zu übersehen.

Leidenschaftlich liebte Rousseau das Wasser. Wenn das Wasser ruhig war, pflegte er nachmittags auf den See hinauszufahren. Sein Boot treiben lassend, gab er sich seinen Träumereien hin. Er näherte sich wohl etwa dem Seeufer, legte jedoch nie an, um nicht mit fremden Menschen in Berührung zu kommen. Bei solchen Träumereien auf dem Wasser glaubte er allem Bösen gegenüber unerreichbar zu sein, und manches Mal, so berichtet er, habe er dabei von Rührung übermannt ausgerufen: „O Natur, o meine Mutter, hier stehe ich allein unter deinem Schutz, hier kann sich kein schurkischer Mensch zwischen dich und mich stellen.“

Seinem kleinen Hund zuliebe, den er auf seinen Wasserfahrten mit sich führte und der an ihnen durchaus nicht einen solchen Gefallen fand wie sein Herr, steuerte er meistens der kleinen Insel zu, die, völlig unbewohnt und öde, als damals noch vollkommen wasserumspültes kleines Eiland der großen Insel südöstlich vorgelagert ist. Hier stieg er aus, um in Bewunderung des Sees und seiner Ufer einzuschlummern oder alle Kräuter, die er liegend mit seinem Arm erreichen konnte, zu untersuchen und zu bestimmen. Als ein zweiter Robinson gedachte er, auf diesem kleinen Eilande eine Hütte zu erbauen. So war ihm diese Handvoll Erde, auf der er sich vor aller Welt abgeschlossen und einsam fühlte, ans Herz gewachsen!

Einmal fuhr er mit seiner Gattin, die ihm als treue Begleiterin auch in seiner Einsamkeit auf der Insel Gesellschaft leistete, und begleitet von der Frau des Einziehers und ihren Schwestern in feierlichem Aufzuge hinüber auf seine kleine



Stämpfli & Cie., Bern

Ein Wingerfest auf der Petersinsel, Ende des 18. Jahrhunderts
Kolorierte Radierung von F. N. König

Insel. Im Boot hatten sie eine Anzahl Kaninchen, die sie auf dem Eiland ansiedeln wollten. Sie setzten sie dort in Freiheit, und mit noch größerer Freude fuhr er instünftig hinüber, um nach dem Wohlbefinden seines Völkchens zu sehen und nach den Spuren der Vermehrung unter seinen neuen Bewohnern zu forschen.

So verlebte er im Hause des Spitaleinziehers und Rebgutverwalters einige idyllische Wochen, bis sich auch hier seine umstrittene Berühmtheit geltend machte. Sein Aufenthaltsort wurde bekannt, und gar bald strömten Neugierige herbei, die den damals so berühmten Mann als eine staunenswerte Sehenswürdigkeit besuchen oder mindestens persönlich ansehen wollten. Nicht selten mag es dabei vorgekommen sein, daß der Menschenscheue sich vor den neugierigen Belästigungen seiner Verehrer nur durch eine rasche Flucht entziehen konnte.

Sein Zimmer, das man vom Gang aus durch eine kleine, niedriger gelegene Küche betrat, besaß eine Bodenlücke, von der aus eine Treppe in ein im unteren Stockwerk gelegenes Zimmer führte, von wo aus man ins Freie gelangen konnte. Diesen Fluchtweg benutzte Rousseau oft, wenn Besucher im Anzug waren und er sich in seiner selbstgewählten Einsamkeit nicht von ihrer Zudringlichkeit belästigt wissen wollte. Um vor weiteren Nachstellungen ganz sicher zu sein, hatte er sich an verschiedenen Stellen des Waldes einige dichtbelaubte Bäume in solcher Weise herrichten lassen, daß er sie ohne Mühe besteigen konnte, um sich, in deren Gipfel flüchtend, vor allen Blicken verborgen zu halten.

Sein Zimmer war von äußerster Einfachheit. Ein großer, dunkelbrauner Kleiderschrank, ein Bett, sechs gleichartig überzogene Stühle und ein mit grünem Wachstuch überdecktes Tischchen sollen die einzigen Einrichtungsgegenstände gewesen sein. Sein in Kisten und Koffern verstauter Hausrat stand und lag unausgepackt in der kleinen, seinem Zimmer vorgelegenen Küche. Er kam nicht dazu, sich gänzlich häuslich einzurichten. Raum hatte die Regierung in Bern von seinem Aufenthalt auf der Insel vernommen, verweigerte sie ihm die Aufenthaltsbewilligung und verwies ihn, als einen in bernischen Landen Unerwünschten, aus ihrem Gebiet. In über-

stürzter Eile mußte Rousseau von seiner idyllischen Petersinsel Abschied nehmen.

Sein kurzer Aufenthalt im Herbst des Jahres 1765 hat aber die Insel rasch zu einer vielbesuchten Berühmtheit gemacht. Aus allen Ländern Europas zogen seine Verehrer herbei, um diesen von ihm so paradiesisch beschriebenen Ort kennenzulernen und die Wege zu wandeln, die sein Fuß berührt hatte.

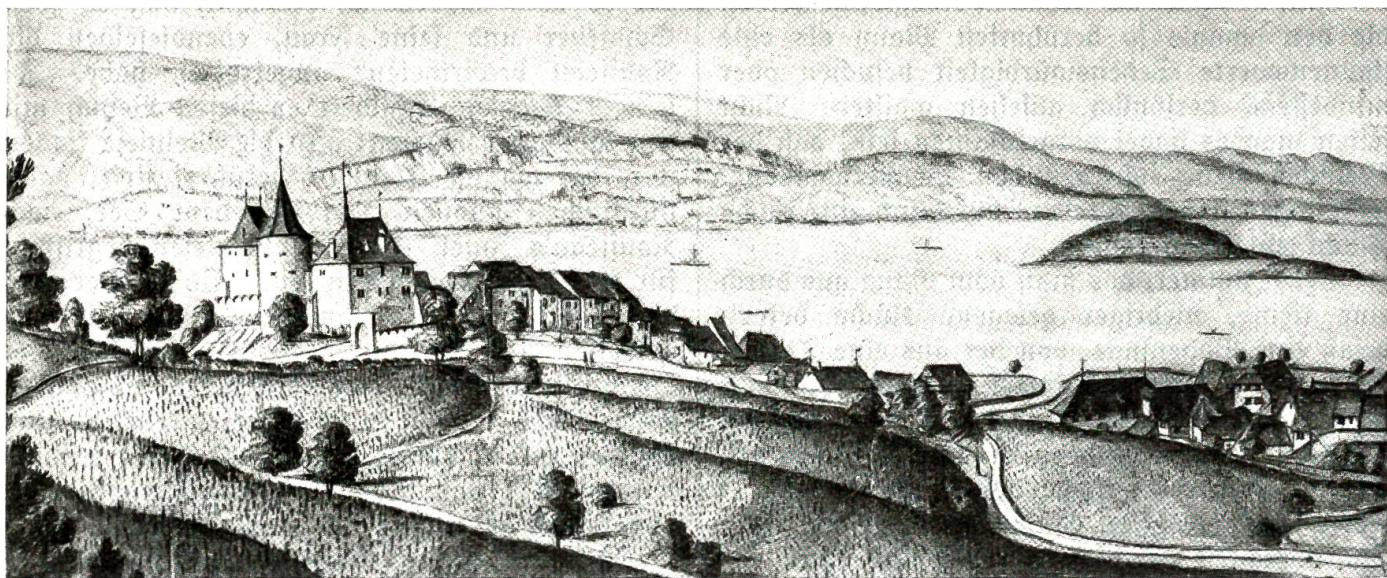
Auf seiner zweiten Schweizer Reise im Jahre 1779 wurde die Insel auch von Goethe besucht, der es noch ausdrücklich erwähnt, daß er „den Schaffner und seine Frau, ebendieselben die Rousseau bewirtheten“ angetroffen habe. In seinem Tagebuch schildert er diesen Besuch mit den lapidaren Worten: „In die Weinlese kamen wir, da, wo die Trauben berühmt sind; halbsfürmischen schönen Tag auf dem See, nach Rousseau's Insel, eben in Weinlesen begriffen, für drei Jahr Trauben gessen.“ Ob er aber nach den 14 Jahren das Rousseau-Zimmer so angetroffen hat, wie dieser es verlassen hatte — wir wissen es nicht. Jedenfalls wurden die alten Möbel bald einmal durch neue, zierlichere und schönere ersetzt, da die fremden Besucher es liebten, in dem von Rousseau bewohnten Raume Aufenthalt zu nehmen oder zu speisen.

Nur der grüne Kachelofen, die berühmte Falltüre und die nackten vier Wände mochten noch Rousseaus Gegenwart gesehen haben. Diese jedoch waren über und über mit Namenszügen, Wahlsprüchen und Gedichten bedeckt, durch welche die Besucher ihre Anwesenheit zu bezeugen und zu „verewigen“ liebten. Unter solchen Sprüchen konnte man noch zu Ende des 18. Jahrhunderts den Namenszug des berühmten englischen Staatsmannes Pitt neben der für das englische Weltreich damals so bezeichnenden Devise: „Vaincre, n'importe comment!“ — siegen, gleichgültig wie! — erkennen, in deren Nähe eine andere Hand die mit Kants Namen besiegelte Maxime: „A de pures fins par de pures moyens“ — zu guten Zielen durch gute Mittel — mit treffender Ironie hingesezt hatte. Andere Verse feierten das Andenken Rousseaus oder die Schönheit der Inselnatur mit begeisterten Worten. Über den meisten aber schwebte jener Geist des grazios tändelnden 18. Jahrhunderts, der in dem

Sprüche: „Vitam impendere dolci“ — das Leben der süßen Lieblichkeit opfern — unübertrefflichen Ausdruck gefunden hatte. Im Jahre 1904 haben die Neuenstädter am Ufer eine Bronzebüste Rousseaus, eine Schöpfung des genialen französischen Bildhauers Houdon, aufstellen lassen.

Bis zum heutigen Tage hat die von allen Privatbauten verschont gebliebene Insel ihren naturhaften Reiz wie seit Jahrhunderten in fast unverfälschter Weise bewahrt. Nichts vermochte

Vor 840 Jahren wurde sie vom Grafen Wilhelm von Burgund-Mâcon, dem sie gehörte, der berühmten burgundischen Abtei Cluny nördlich von Mâcon geschenkt. Die Mönche von Cluny errichteten hier ein Kloster, das ursprünglich weit herum begütert war. Fünf bis sechs Mönche pflegten hier des Gottesdienstes. Doch hören wir mehr von Mißwirtschaft, Zerfall und oft sehr ungeistlichem Treiben aus den spärlichen Urkunden im Verlaufe der Jahrhunderte zu uns



Schloß und Städtchen Erlach um das Jahr 1670

ihre Ursprünglichkeit und Schönheit ernstlich zu gefährden, weder die Tausende von Besuchern, die alljährlich ihren Saum betreten, noch der Mauerring, in den sie in den Jahren 1770—1774 eingeschlossen wurde und der heute wieder zerfallen ist, noch auch die Tieferlegung des Seespiegels durch die Juragewässerkorrektur in den 70er Jahren, welche sie als eine langgestreckte schmale Halbinsel mit dem Ufer verband, bis sie erst in neuester Zeit bei Erlach wieder durch einen schiffbaren Kanal vom festen Land abgetrennt wurde. Noch heute bietet diese größte aller Inseln der Schweiz mit ihren Eichen- und Kastanienbeständen, ihrem Rebgelände und ihrem einsamen, klösterlich anmutenden Gasthaus jenen Eindruck auf den Besucher, den Rousseau in so bewegten Worten pries.

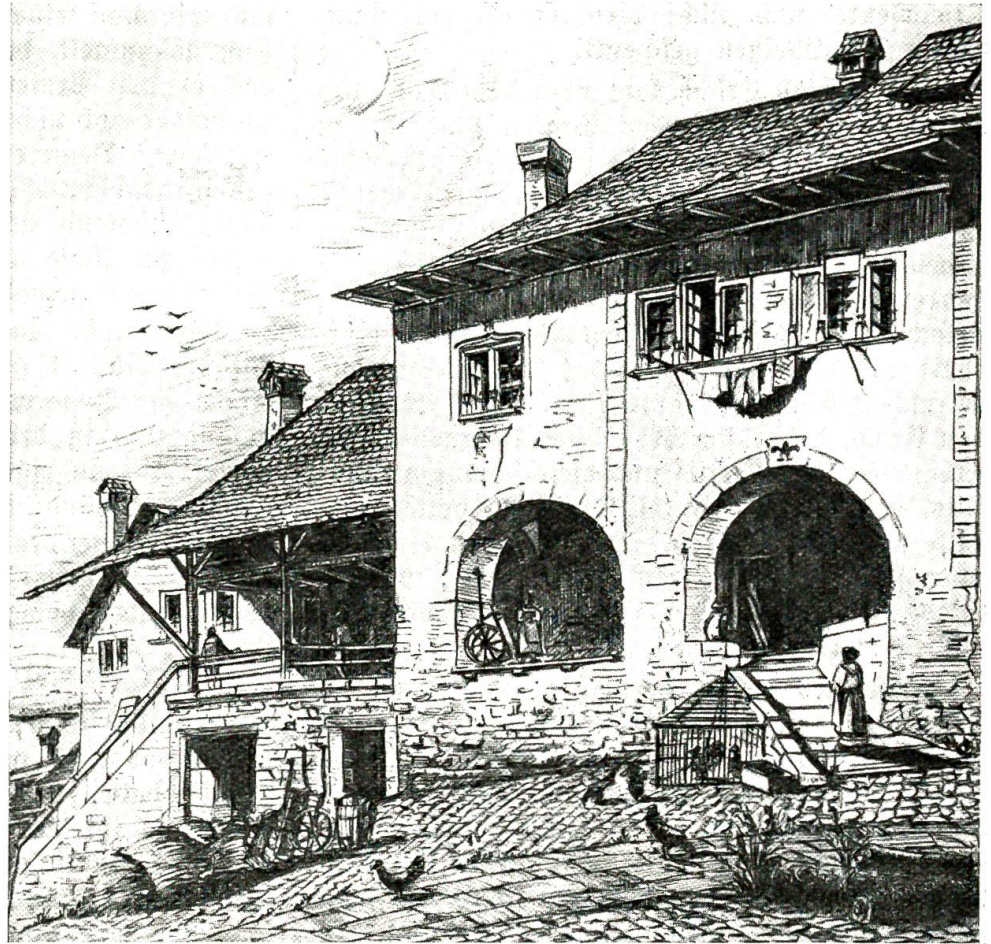
sprechen, bis die unverbesserliche Viederlichkeit der Insassen und die fortschreitende Verarmung im Jahre 1484 zur Auflösung des Klosters führten. Die Insel selbst wurde dem Kirchengut des St.-Vinzenzen-Stifts in Bern übertragen und die Verwaltung vom Kloster St. Johannsen bei Erlach besorgt. Nach der Reformation wurde der Besitz an das Niedere Spital in Bern abgetreten, das, 1721 mit dem Oberen Spital vereinigt, im heutigen Burgerspital noch weiterlebt.

Im Jahre 1534 wurde die Klosterkirche auf der Insel abgerissen, und man erwog, ob da, zum Schutz von See und Land, eine nützliche Festung erbaut werden sollte. Dieser Plan unterblieb zwar, und statt dessen wurde 1557 an ihrer Stelle ein großer Weinkeller erbaut, dem in den Jahren 1650, 1720 und 1813 weitere Ausbauten

folgten, welche dem alten Klostergebäude eine neue Zweckbestimmung verliehen. Doch hat das heutige Gasthaus in vieler Hinsicht noch die ehemalige klösterliche Beschaulichkeit bewahrt. Der Rebbaubau auf der Insel ist für die ganze Seegegend musterhaft und der Inselwein ein Tropfen, der sich, als von besonderer Klasse, vor allen übrigen Seeweinen auszeichnet. Sogar vor seinem nicht minder berühmten Bruder, dem Erlacher, dessen Ruhm schon Niklaus Manuel vor mehr als 400 Jahren mit unvergleichlicher Schalkhaftigkeit verkündete.

Erlach,

das kleine Städtchen am Fuße des Tolimont, dessen östlichsten Ausläufer die Insel bildet, ist mit dieser durch den sogenannten Heidenweg verbunden, einer langgestreckten, schilfbewachsenen und teilweise sumpfigen Landzunge, die vor der Juragewässerkorrektur, welche den Seespiegel um über 2 Meter senkte, noch ganz vom Wasser überflutet war. Wie die Insel, so zeigt auch Erlach Spuren hohen Altertums. Nicht zu reden von den Pfahlbauten, die in vielen fundreichen Stationen das ganze Ufergelände des Bielersees umsäumen, und ohne den Spuren näher nachzuforschen, welche schon die alten Römer in unserer Gegend hinterlassen haben, wissen wir, daß die Burg am Fuße des Tolimont fast zu gleicher Zeit entstanden sein muß, als die Mönche von Cluny auf der Insel ihr Klosterlein erbauten. Und zwar war es seltsamerweise ein geistlicher Herr, der diesen stolzen Bau errichtete, ein Bischof von Basel aus dem hochedlen Geschlecht der Grafen von Fenis, welche in der Gegend zwischen



Laubenpartie in Erlach

Zeichnung aus dem Jahre 1881

den beiden Seen zu Ende des 11. Jahrhunderts reich begütert waren.

Die Grafen von Fenis gelten als die Vorfahren der Grafen von Neuenburg, und ein Graf Rudolf von Neuenburg-Nidau war es, der dem Städtchen Erlach um das Jahr 1266 ein freiheitliches Stadtrecht verlieh. Ende des 13. Jahrhunderts verwalteten die Ritter von Erlach als Burgvögte oder Kastellane im Namen ihrer Oberherren Stadt und Burg. Ein Ritter Ulrich von Erlach wurde um das Jahr 1300 Bürger von Bern, und sein Sohn Rudolf führte die Berner 1339 vor Laupen zu dem glorreichen Sieg über den mächtigen Landadel.

Seit dieser Zeit haben die Ritter von Erlach der Stadt Bern treueste Dienste geleistet und ihr eine stolze Reihe hervorragender Ratsherren,

Kriegsleute und nicht weniger als insgesamt sieben Schultheissen geschenkt.

Das Schloß Erlach kam nach dem Tode des letzten seiner Herren, des Grafen Rudolf von Neuenburg-Midau, der 1375 im Kampf gegen die Gugler fiel, an die Grafen von Savoyen, welche es um 1418 einem Johann von Chalon zu Lehen gaben. In den Burgunderkriegen standen diese Herren von Chalon auf seiten der Gegner Berns. Erlach wurde daher von den Bernern 1474 erobert und 1476 auf Grund des Kriegsrechtes als bernisches Eigentum annektiert. Den Burgern von Erlach bestätigte Bern ihre althergebrachten Freiheiten und Rechte, und diese schworen ihrerseits, den Bernern allzeit Treue zu halten und Hilfe zu leisten. Ihren Schultheissen durften sie zwar selber wählen, doch stand dieser, wie die Stadt selbst, unter der Oberaufsicht eines bernischen Landvogts.

Einer der ersten bernischen Landvögte zu Erlach war der Maler und streitbare Vorkämpfer der Reformation Niklaus Manuel. Hier in Erlach mögen wohl einige seiner Scharfzüngigen und wüthigen Reformationsspiele entstanden sein, und von hier aus sandte er dem Rat in Bern ein Faß 1528er Erlacher, mit jenem schalkhaften, in seiner Art unvergleichlichen Begleitbrief, in welchem er in launiger Allegorie die Passion des Weines schildert, wie man den Unschuldigen zerpreßt und zerschmettert habe, daß weder Mark noch Saft noch Feuchtigkeit in ihm geblieben,

und wie man seinen vergossenen Schweiß in ein Faß gesammelt, das er nun dem Räte schicke, daß er den Armen beherberge. — Doch sehet zu, daß er euch nicht einen Streich spiele, wenn er frei wird! Denn er ist eines „frävlen und notvesten geschlächts“. Er habe erlitten, was er habe, „hüetend üch“, so ruft er seinen Ratsherren zu, „land nit mer uf einmal in, denn ir wol mügend gewaltigen!“

Wohl nicht umsonst hatte der Rat gerade Niklaus Manuel als Landvogt nach Erlach geschickt. Im Jahr vor seinem Amtsantritt hatten sich nämlich in der Herrschaft Erlach Dinge ereignet, die ein eigentümliches Licht auf die damaligen Zustände in jener Gegend werfen.

Im Oktober des Jahres 1522 war in Bern eine Katherin Tüfers von Thunstetten, des Ueli Wildermuts Eheweib,

als Hexe verbrannt

worden, die folgendes gestanden hatte: Als sie einmal vor neun Jahren auf dem Felde das Vieh gehütet habe, sei der Teufel in einem schwarzen Kleide zu ihr gekommen und habe ihr gesagt, wenn sie ihm folgen wolle, so wolle er sie die Kunst lehren, wie sie zu Gut und Geld komme. Sie habe ihm geantwortet, er solle ihr nur sagen, was sie tun solle, sie wolle ihm gern gehorchen. Er habe ihr zugemutet, Gott und die heilige Jungfrau zu verleugnen und alle Heiligen abzuschwören, dann wolle er sie im Wahrsagen unter-

Niklaus Manuel sorgt als Landvogt von Erlach für arme Waisenkinder


Min undertenige gehorsamkeit ist üch gütwillig allzyt bereit züvor, genedigen min lieben herren. In uüwerm stettli Erlach sind abgstorben zwey eegemachel, namlich Peter Kern und sin husfrow, welche habend verlassen fier kind, ein mannbare tochter, fromm, züchtig und hüpsch, die do lebt in großer armüt, ellend und hüngr; ursach, daß sy beladen ist mit zweien unerzognen wesen, ierer brüderli, sunder das ein und jüngst ein arm bresthaft kind, us welcher ursach si kein dienst noch tagwan verbringen kan sich zu neren. Und rüft mich an, uüwer gnaden für sy schriftlichen zü bitten, als ich ouch mit herzlichem ernst tün, und bitten üch, um gohwillen, ier wellend der armen tochter zü hilf kumen mit etwas korns, domit sy die armen weisli dester bas spysen und erziehen möge. Doran tünd ier got ein wolgefellig opfer, dann sy sind gwiß in der zal, nach welchen Cristus am jüngsten tag würt fragen, ob man sy gespysst und getrenkt habe. Der allmechtig gott halt üch ewig in hohen eren.

Datum zu Erlach, samstag nach liechtmeß 1525. jar

Uwer gnaden underteniger Diener

Niklaus Manuel

Der Maler Niklaus Manuel war von 1523—1528 Landvogt in Erlach.


 In vnderthenige gelydzaamheit ist icht gütwillig allzeit
 bereit zuvor genedigen min lieben Herren in ewein stelli
 Eracht Dind abgestorben zweij ee gemadell / nämlich
 Peter Kern und Dind eyppfrow / welche habend verlassen
 Ihre kind / ein mannbare thortet / from zuchtig und
 Zuyffst / die do lebt in großer armut ellend und zünge
 verpant das sy beladen ist / mit zweijigen vnezegnen weissen
 feiler brüderli / Dinder das ein vnzüngeft ein arm zcraftaft
 kind / off / welltzer verpant / Di kein dienst noch tagwan /
 verbringen kan Dind zu nezen / und rüft mich an vwer
 gnaden für Dy ptezipitieren zu bitten / alls icht ouch mit
 bestzlichem ernst tun / und bitten icht / vñ gortzwillen /
 zu wellend / der armen thortet zu hilf künnen / mit etwas
 forns / so mit dy die armen weyl / duffte das dyppen / und
 erziehem mög / vor an kind zergot ein wol gefällig offer /
 dan dy Dind gewiss in der zal / nach welltzen Cristus
 am hünften tag wüzt fragen / ob man dyge dyff und
 getrenkt habe .zc. Der allmerchtig gott halt icht ewig
 in gorden een Datum zu Eracht Dinstag nach kirchmess
1424 Jul


 Dweignaden
 vndertheniger
 Diener Niclaus
 manuel

richten. Sie habe diese Verleugnung getan, und der Teufel sei ihr hernach mehrmals erschienen. Wenn sie in ihrem Gemüt seiner begehrte, dann sei er jeweils zu ihr gekommen, und was sie je wahr sagte, das habe er sie gelehrt und unterwiesen.

Als sie einmal in der Budlei (bei Binelz) die Schweine gehütet habe, sei ihr der Teufel wieder erschienen und habe sie geheissen, den Leuten anzugeben, daß ihr an einer bestimmten Stelle eine Jungfrau in weissem Kleide erschienen sei, die ihr verkündet habe, daß hier Sanft Christophs Haupt, Sanft Michaels, Sanft Annas und Sanft Maurizens Gebeine vergraben wären. Wen etwas auf der Seele bedrücke, der solle zu der Stelle wallfahren und ein Gelübde tun. Er, der Teufel, habe sie weiter unterrichtet, was sie zu tun habe, und sie habe alles so weit gebracht, daß an dieser Stelle eine neue Kapelle errichtet worden und dahin ein großes Wallfahren entstanden sei. So sei ihr der Teufel noch oft erschienen, sooft sie ihn herbeigewünscht habe, jedoch nur zweimal in Menschengestalt, sonst immer in der Gestalt eines Raben. Er sei um sie geflogen und habe sie gelehrt, was sie wahr sagen solle, wenn etwas unterwegs war.

Ferner habe sie Totengebein unter dem Galgen aufgelesen, diese Samstag nachts mit Menschenhaar gebürstet, ausgeworfen und aufgenommen, um die Beine gewunden und unter die Hauschwelle vergraben, in des Teufels und derer Namen, die sie verzaubern wollte. Sodann auch habe sie der Teufel auf einem dreibeinigen Stuhl auf die Brattelenmatte geführt zu viel Leuten, die da gegessen und getrunken hätten, und hernach seien sie zusammen wieder heimgefahren.

Diese von der angeblichen Hexe und vom Teufel bezeichnete Kapelle, genannt zu Siebeneichen, wurde wirklich erbaut und erhielt so reichen Zuspruch, daß sie ihrem Vogt über die Kosten des köstlichen Baues hinaus noch reichlichen Gewinn zubrachte. Sogar der Bischof von Lausanne trat für sie ein, auch nachdem bereits der teuflische Betrug erkannt worden war. Doch wurde sie trotzdem niedergerissen und zerstört. Es ist wohl zu glauben — so meint unser Berner Stadtchronist Unshelm, der uns diese wunder-

liche Geschichte berichtet —, daß der hoffärtige Teufel nicht allein diese, sondern auch viele, ja unzählige andere und noch größere Heiligkeiten anrichtet und bewerkstelligen wird, bis des Menschensohnes Wiederkunft kaum mehr einigen Glauben auf Erden finden wird.

Sicher ist, daß Niklaus Manuel mit seinem beißenden Spott in dieser Gegend ein recht dankbares Wirkungsfeld gehabt hat, und wenn er in seinem Fastnachtspiel „Krankheit der Messe“, das in jenen Jahren entstand, den dummen aber frommen Apotheker Doktor Heioho sagen läßt: „Wir wend sie zuo den lieben heiligen verheissen, zuo unser lieben frouwen bi den Siebeneichen, do ist gar ein gnadrich bild!“, dann wird er gewiß die fröhlichen Lacher auf seiner Seite gehabt und für den Spott nicht haben sorgen müssen.

Mit welcher beißenden Schärfe er auch gegen den frommen Aberglauben seiner Zeit losziehen mochte — als Landvogt hatte er sicher für die Nöte seiner Zeit ein gutes Herz. Dafür ist ein schönes Zeugnis jener bisher kaum bekannte Brief aus dem Jahre 1525, mit welchem er für vier arme Waislein vor dem Rat in Bern Fürsprache leistet, der vorstehend abgebildet ist und der mit den ins Herz schneidenden Worten schließt: „... und bitten ouch, um gotzwillen, ier wellend der armen tochter zuo hilf kumen mit etwas forns, domit sy die armen weisli dester bas spynsen und erziehen möge. Doran tuond ier got ein wolgefellig opfer, dann sy sind gwiß in der zal, nach welchen Cristus am jüngsten tag würt fragen, ob man sy gespnst und getrenkt habe...“

St.

Ehe und Kino

„Triffst du noch manchmal Erika?“ — „Ja! Ich sehe sie ziemlich oft!“ — „Fühlt sie sich wohl in ihrer jungen Ehe?“ — „Sie ist so glücklich verheiratet, daß sie ins Kino gehen muß, um mal weinen zu können!“

„Sei ein gutes Kind und geh' zu Bett. Sieh die Hühnchen auf dem Hofe. Sie gehen auch schon schlafen.“

„Ja, aber die alte Henne geht auch mit.“